

Neue Berliner Bauten.

Wenn es sich darum handelt, die Leistungsfähigkeit der Deutschen während dieses Krieges zu kennzeichnen, wird man die bedeutsame Tatsache, daß rings im Lande neue Bauten dauernd gerichtet werden, nicht übersehen dürfen.

Die Schöneberger haben ihr Rathaus fertiggestellt. Der Plan des Hauses ist durch einen Wettbewerb gewonnen worden; das Haus selbst unter den Untugenden, die solche weitestehenden Entwürfe zuweisen aufzuweisen haben.

Alle Mängel des neuen Gemeindehauses werden um so fühlbarer, als ihm gegenüber ein Kontorhaus von musterhafter Sachlichkeit und wahrhaft bürgerlicher Gestalt steht: das neue Haus der Versicherungsgesellschaft „Nordstern“.

durch gewandt angebrachte Einzelheiten gefällige Raumeindrücke zu schaffen, bemühen. Er hat sich, was sich recht viele Architekten zum Muster nehmen sollten, tüchtiger Helfer bedient, eines wirklich modernen, von der bloßen Allegorie völlig freien und dekorativ phantastischen Malers, des Augenhebers, eines (besonders für die Beleuchtungskörper) recht gewandten Bildhauers und des besten Bronzetechnikers von Berlin, des Richard L. H. Schulz.

Auch eine andere Groß-Berliner Gemeinde, Neukölln, hat in der allerletzten Zeit große Bauten fertiggestellt. Die Vade-a-n-stadt ist noch von dem viel zu früh verstorbenen Reichl geplant worden; man sieht an vielen Stellen des Baus die gewandte Hand dieses begabten Messerschäfers.

Einen anderen sehr beachtenswerten Bau haben die Neuköllner in dem „Haus für die Baugewerkschule“ fertiggestellt. Die Außenarchitektur, die über einem Sockel aus Zuff-Wadstein in einem horizontal betonten System zu einem architektonisch sehr überzeugenden und freundlichen Bilde ordnet, wurde von dem Hochbauamt besorgt; die Möblierung der sehr hellen und außerordentlich übersichtlich disponierten Räume bestimmte der Direktor Peters mit klugem Geschma.

Die Neuköllner übrigens scheinen unerfährlich zu sein. Sie arbeiten mit Eifer und auf dem neuen Körnerpark. Auch diese Anlage ist noch von Reichl in ihren Grundzügen festgelegt worden. Wenn man sie als einen Notbehelf, als ein Mittel, irgendwie eine gefährliche Kiesgrube zu nutzen, betrachtet, kann man halbwegs zufrieden sein; trotzdem läßt sich nicht leugnen, daß sich ein Stadtpark für eine mit Kindern überreich besetzte Gemeinde nicht notwendig nach dem Vorbild repräsentativer Königsgärten mit Terrassen und Wasserspielen hätte angelegt werden müssen.

Aus dem westlichen Berlin ist die Fertigstellung der großen Automobilhalle in der Nähe der Heerstraße zu notieren. Der in seinen Abmessungen ganz ungewöhnliche Körper erfüllt nicht den Eindruck, den er unbedingt leisten müßte. Der Architekt

hat sich merkwürdigerweise die Wirkung des großen Raumes entgehen lassen; er hat durch fast übermäßig betonte Gliederung das langgestreckte Dach aufgeteilt und hat es so nicht nur verkleinert, sondern auch beunruhigt. Der große Atem fehlt. Statt dessen wurden einige dekorative Vorbauten und sehr unzulänglicher plastischer Schmuck hinzugefügt; ohne daß man einsehen kann, warum das geschehen mußte.

Briefe englischer Offiziere.

Aus Briefen englischer Offiziere werden im „Journal de Genève“ ein paar allgemein interessierende Auszüge mitgeteilt. Ein Offizier der britischen Feldartillerie schreibt an seine Angehörigen:

„Ich will versuchen, Euch ein richtiges Bild von unserem gewöhnlichen Tagewerk zu geben. Wie haben um 2 1/2 Uhr morgens auf und trinken eine Tasse Kaffee. Um 5 Uhr entfernen wir uns, um die in Tätigkeit befindlichen Geschütze zu besichtigen; wir untersuchen auch die Fernsprechanlagen und sehen, ob alles richtig funktioniert. Um 5 1/2 Uhr gehen wir zurück zum Frühstück, das meistens — was will man mehr? — Wenn wir mit dem Frühstück fertig sind, ist es schon so hell, daß wir mit dem Schießen beginnen können; der Hauptmann, der Adjutant und ich begeben uns nacheinander noch der Beobachtungsstation, um einen Ausblick auf die Stellungen zu gewinnen.

„Was die Größe der Gefahr, der wir ausgesetzt sind, betrifft, so halte ich dafür, daß von allen kämpfenden Truppen der Kanonier

78]

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„Na,“ sagte der Arzt und erhob sich, „wir müssen wohl nach Hause, Sörensen! Aha, ein neues Buch — Doktor Pascal. Ein gutes Buch übrigens, namentlich das eine, daß der Arzt nicht heilen, sondern nur Schmerzen stillen will, — um nicht störend in die Natur einzugreifen. Wissen Sie was, das ist wahrhaftig genial; man kann es wohl den Höhepunkt der Lebensauffassung nennen, bis zu dem Grade in der Allnatur aufzugehen, daß man nicht die großen Lebensgehalte durchqueren will, selbst wenn vielleicht dadurch ein Mensch gerettet werden könnte. Ich bin übrigens in meinen jungen Tagen selbst zu einem ähnlichen Resultat gelangt — damals, als man sich damit abgab, über die Dinge nachzudenken. Aber Theorie und Praxis ist natürlich zweierlei.“

„Verflucht nochmal, man darf also die Leute nicht mehr kurieren?“ fragte Sörensen erstaunt. „Sagen wir, es käme ein Schiff, auf dem Bocken oder Cholera herrschten, hier in den Hafen. . . sollen wir dann nicht einmal die Befragung absperrn dürfen? Sie soll wohl zwischen uns herumgehen und uns alleamt anstecken? Und dann sollen wir stillliegen und es drauf ankommen lassen, ob die — wie hieß das doch? — die Allnatur uns gestattet, zu krepieren oder nicht? Ja, das ist wirklich eine allerliebste Moral für einen Arzt!“

„Aber Sie sind ja komplett unmöglich, Mensch! Sie fassen die Frage zu plump an,“ sagte der Arzt und zuckte ungeduldig mit der einen Achsel. Karl lachte Sörensen beifällig zu, die Sache ergötze ihn.

„Ich kann auch keiner zusehen,“ erwiderte Sörensen, durch den Beifall übermütig gemacht. „Denn glauben Sie vielleicht, ich als alter Bauer wüßte nicht, daß die Tiere und Schmerz empfinden, wenn zum Beispiel ein Pferd sich an einem Stachelbrodtbaum den Schenkel halb durchschneidet? Also Schmerz gehört wohl mit zur Natur. Der Sohn des Apothekers, dem ein Apfelsinenkern in den Blinddarm gedrungen war, wäre gewiß krepieret, wenn er nicht hinübergefahren wäre und sich hätte operieren lassen. Aber es gehört vielleicht auch mit zur Natur, Apfelsinenkerne im Blinddarm zu haben?“ Er blickte sich fragend um.

Bauder und seine Wirtin hatten hell aufgelacht, der Arzt sah zuerst verdrießlich aus, stimmte dann aber mit ein. Sörensen selber lachte, daß es in ihm kochte, und begann von

neuem: „Oder, um ein anderes Beispiel zu nehmen, wollen wir sagen, ich sähe einen Betrunknen an der Erde liegen, der in Gefahr wäre, zu erkranken. Wollen Sie vielleicht auch verlangen —“

Doch der Arzt hielt sich die Ohren zu. „Vrr, hören Sie doch auf, ich ergebe mich!“ schrie er und stampfte auf den Boden. Er sah Bauder vielsagend an und schüttelte den Kopf.

„Ich gebe Sörensen vollständig recht,“ sagte dieser mit unerschütterlichem Ernst.

„Da sieht man's! Der arme Zola muß froh sein, daß er nicht hier ist. — Aber was ich sagen wollte, vorgestern hatten Sie das Buch, noch gar nicht, und jetzt haben Sie es ungefähr schon aus, das geht wahrhaftig nicht. Sie verschlingen so ein Buch ja an einem Tage — tut er das nicht, Dorteau Hansen?“

„Gewiß, ungefähr. Ich schelte deswegen auch jeden Tag mit ihm.“

„Glauben Sie, daß es gut für einen ist, der zu Kräften kommen soll, vom Morgen bis zum Abend Gehirn und Augen anzustrengen? Sie lesen ja geradezu leidenschaftlich, Mann!“

„Herrgott, eine Leidenschaft muß man doch haben,“ sagte Karl und lachte jämmerlich.

„Ja, das ist wahr,“ meinte Sörensen. „Und mit Bezug auf Herrn Bauder, der weder trinkt noch raucht, noch sich etwas aus Liebeleien macht, finde ich —“

„Nun schweigen Sie mal hübsch still, er ist schon unter Ihrem verderblichen Einfluß,“ meinte der Arzt halb scherzend. „Und bedenken Sie,“ wandte er sich ernst an den Patienten, „daß es sich um ein Mindestmaß von Kräften handelt; vorläufig haben Sie nichts zu verschwenden. Später können Sie ja trinken, rauchen und Liebeleien mitmachen, wenn es Ihnen gefällt. — Und nun gehen wir, Sie auch, Dorteau Hansen, damit der Patient sich nach all dem Gerede ein bißchen Ruhe gönnen kann.“

Als sie fort waren, sah Karl ausgerichtet im Bett und schaute über das Land hin. Die Sonne war schon untergegangen, und auf den Höhen leuchtete der Schnee mit schwachen Reflexen, unten in den Niederungen war er blau von dem tiefen Himmel. Die Knaben waren nach Hause gegangen, und es war jetzt draußen auf der Schlittenbahn ganz still. Er wollte sich hinlegen, als er zwei Gestalten erblickte, die sich die Schneefläche hinabbewegten; es hieß aus, als hätten sie einander bei der Hand gefaßt. Sie hoben sich sonderbar groß in der Dämmerung von dem leuch-

tenden Schnee ab; aber als sie oben gegen den Himmel zu stehen kamen, erkannte er sie: es waren Aage Sörensen und Else. Sie zogen einen Schlitten hinter sich her und spielten, versuchten, einander den Strid zu entreißen, und waren wie zwei Kinder. Als sie ganz oben angelangt waren, setzte Aage sich rücklings auf den Schlitten, die Abläse in der Luft; Else nahm auf seinem Schoß Platz, und sie tauchten hinab. Sie verschmolzen, verschmolzen ganz, wie zwei, die eine Einheit bildeten, und tief unten bog der Schlitten zur Seite und fiel um. Im Halbdunkel kletterten sie da unten umher wie plumpe Säcken gegen den weißen Schnee, wie Bären, die auf allen Vieren herumtollten und einander umwarfen und sich einen Augenblick auf zwei Beinen aufrichteten, um sofort wieder hinzufallen. Schließlich stonden sie wieder, und er hörte sie ins Haus gehen, schwägend und lachend.

Zimmer noch starrte er hinaus, rein mechanisch, und seine Gedanken befruchtigten sich mit kalter Polemik. Sich gegen die Natur vergehen, durch tätiges Eingreifen! Schien denn nicht die Sonne auf die Erde, strahlen die Tiere nicht einander und zeugten neue, betätigte sich nicht selbst der kleinste Bazillus und griff umwidend ein? Das andre hieß ja schlechtweg Tod auf der Erde predigen! Dumm, dumm, dumm — diese Menschen, die sich immer von der übrigen Welt trennen und eine Sonderstellung einnehmen wollten! Bedeutungsloses Gewürm, das bedeutungslosste von allem in der Welt — und dann voller Angst, das Ganze zu stören! Eine Maus, die zurat hatte, sich zu regen, weil sie eine Drehschraube anhalten könnte — fröhlicher Wahn! Und unter dem Vorwande, sich mit der Natur eins zu fühlen! Als ob das nicht gerade bedeuten müßte, in allen Punkten einzugreifen, sich einzumischen mit Haß und Mißgunst, Brand und Heiligkeit, Freidenkerfanatismus und kleinlicher Spießbürgerlichkeit. Alles mußte mitwirken: das Schlechte und seine Bekämpfung, das Gute und seine Bekämpfung, Krankheit und Tod — sowie der Kampf gegen sie! Alles war gleich wertvoll für die Gesamtheit; derjenige, der etwas davon ausschloß, er übte Gewalt!

Karl fühlte blyartig, daß dies der Gipfel einer Lebensanschauung war, höher hinaus konnte kein Mensch gelangen, und nicht einmal da oben konnte einer sich lange halten. Dann verlor er selbst den Gesichtspunkt und glitt in einen halbischlafähnlichen Zustand hinüber, in dem er alles hörte, was im Hause vorging, aber sich nicht klar über irgendetwas wurde. So lag er da, als es leicht an die Tür klopfte und Else mit der Lampe eintrat.

Sie trug ein weißes Kleid mit Lilabesatz, ihre Wangen

einer Kautschukbatterie den am wenigsten gefährlichen Posten hat, mit einer einzigen Ausnahme, und das ist das Regiments, das gewöhnlich in Friedenszeiten den gefährlichsten, im Kriege aber den harmlosesten Posten hat, da die in Friedenszeiten für diese Abstellung bestehenden Gefahren durch den Krieg in keiner Weise vermehrt werden. Eine Kanibale hat eine größere Schutzwirkung als eine gewöhnliche Feldkanone und kann über einen steilen Hügel schießen; daher kommt es oft vor, daß wir uns hinter einer steilen Anhöhe befinden, in einer Entfernung von drei bis vier Meilen von der nächsten Geschützstellung des Feindes und vollständig außerhalb der Schutzwirkung seiner Infanterie. Ich befand mich über einen Monat im Kampf, bevor ich einen wirklichen lebendigen Deutschen zu Gesicht bekam. Und das war das erste Mal seit Beginn des Krieges! Die Offiziere allerdings laufen etwas mehr Gefahr als die Bedienungsmannschaften der Kanonen, weil wir uns ab und zu an Stellen begeben, in welche die Kanoniere nicht gehen. . . Ich denke, daß ich eines Tages, als ich mich in die Kampfgraben der Infanterie begab, einer weit größeren Gefahr ausgesetzt war als während der ganzen übrigen Zeit. . .

Wittlungen eines Schiffsoffiziers: „Hier bin ich mit einer Briesenmannschaft und führe das Kommando über dieses Schiff, das ich nach einem gewissen Hafen verbringe. Der Kapitän und die deutsche Mannschaft haben sich zu allem ganz ruhig gestellt, und ich und die Seeladeten, die ich bei mir habe, speisen mit dem Kapitän im Salon, statt uns auf der Kommandobrücke zusammen gedrängt zu finden, was uns beidermaßen gewesen wäre, wenn die Deutschen sich herausfordernd benommen hätten. Es ist ein großes Schiff, das bloß Waren führt, aber für seine Offiziere sehr bequeme Räumlichkeiten hat und in jeder Beziehung gut ausgestattet ist. Es war für uns eine schwere Aufgabe, mit unseren Heizern die Maschinen zu übernehmen und damit zu arbeiten, ohne daß wir Zeit gehabt hätten, uns mit dem ganzen Betriebe vertraut zu machen. Ich bin froh, daß man mir seinerzeit Kenntnisse des Ingenieurwesens beigebracht hat, da ich bloß einen Maschinenführer zur Verfügung habe. Alles geht ganz leiblich, nur können wir nicht mehr als sechs Secmellen Geschwindigkeit erreichen. . . Der deutsche Kapitän ist sehr nett und spricht Englisch. Wir sprechen über den Krieg und alles, was damit zusammenhängt. Er ist sehr niedergeschlagen, denn er hat Frau und Kinder in Deutschland. Die Schiffsgesellschaft gibt seiner Frau die Hälfte seines Gehaltes, und er hofft, daß auch jetzt, wo sein Schiff in Beschlag genommen worden ist, diese Zahlungen nicht eingestellt werden werden. . .“

## Nochmals: Kartoffelbau auf Baugelände.

Zu dem Artikel „Der Baubaukolonist“ in der geistigen Nummer wird von der Berliner Gewerkschaftskommission folgendes geschrieben:

So sehr schätzenswert die sachlichen Ratschläge sind, so sind die Ausführungen an einer Stelle doch geeignet, Widerspruch herauszufordern, um Irrtümern und falsche Auffassungen zu vermeiden. H. d. spricht im dritten Satz von vielen Kolonisten, die angeblich irreführend worden sind durch eine Propaganda in der Tagespresse für den Kartoffelbau auf Feldern. Der Verfasser spricht weiter von 6000 Morgen, die in Groß-Berlin gebüdig sind und bestellt werden sollen. In Wirklichkeit ist niemals von 6000, sondern nur von 3000 Morgen die Rede gewesen. Die vorgestern im „Vorwärts“ gemachten Ausführungen zu derselben Sache weisen auch bereits darauf hin, daß von den 3000 Morgen nur circa 1000 Morgen von den landwirtschaftlichen Sachverständigen als für den Anbau von Kartoffeln gebrauchsfähig befunden worden sind, um von vornherein jeden Schaden für die Interessenten auszuschließen.

Der Verfasser sucht schließlich den Anschein zu erwecken bzw. müssen seine Ausführungen dahin ergelagert werden, daß das von der Genossenschaft für Verwertung von Baugelände ins Leben gerufene Unternehmen das Werk einiger Dilettanten auf diesem Gebiete sei. Dem er spricht davon, daß die Gesellschaft, welche das Land bestelle, ja ihre Selbstkosten wiedererhalte, also nichts verliere. Höchstens könnten dies die Kolonisten, und es wird im Anschluß darauf von ihm die Ansicht ausgesprochen, die Kolonisten würden die Geleimien sein.

Wäre die Sache so leichtförmig angefallen, so wären die daran Beteiligten allerdings Krügel wert. Dem ist indessen nicht so. Was zunächst die Bodenverhältnisse anbelangt, so ist, um es zu wiederholen, nur solcher Boden zur Bearbeitung zugelassen, der landwirtschaftlich einwandfrei ist. Wichtig ist, daß auch dieser Boden einer besonderen Bearbeitung bedarf. Darauf ist auch entsprechend Rücksicht bei der Düngung genommen, um einen Ausgleich in der Fruchtbarkeit des Bodens herbeizuführen. Der in Gebrauch zu nehmende oder genommene Boden ist je nach seiner Beschaffenheit mit gutem brauchbarem kurzem Dünger, Chilisalpeter, Thomasmehl und Am-

glühten vor Freude und Scham darüber, daß sie so allerliebste war. „Bitte schön,“ sagte sie und setzte die Lampe auf den Tisch, dann blieb sie stehen und sah ihr erwartungsvoll lächelnd an; sie war nicht mehr schon ihm gegenüber.

Er blinzelte dem Nicht entgegen und sagte nichts, sondern starrte bloß auf ihre liebe Gestalt. „Hündst Du mich nicht hübsch?“ fragte sie endlich halb ungeduldig.

„Gewiß, Du bist ganz allerliebste — und Du freust Dich auch, das kann ich Dir ansehen.“

Sie nickte nachdenklich.

„Es ist ja auch wunderschön — wunderschön. Gehen, bloß gehen! Und die frische Luft — und die Kälte! Und dann die Lichter drinnen — — — und die Freude — — — und die vielen Menschen um einen. Musik — und Betäubung im Blut! Und glänzende, gierige Augen, die sich an jeder deiner Bewegungen berauschen! Singt es denn nicht in Dir vor Glück?“ Er sprach leise, in abgebrochenen Sätzen, mit geschlossenen Augen.

Dann öffnete er die Augen und sah sie an — mit demüthigen Nächeln.

Eine Woge schmerzlichen Mitleids durchfuhr sie, sie legte die Hand auf seine Stirn, beugte sich nieder und küßte ihn. Dann eilte sie hinaus, und er hörte sie weinen.

Fünf Minuten später aber klang ihr Lachen von unten herauf. Er lächelte, alt und weise, und nahm das Buch, um es auszulesen.

31.

„Du kannst ja nicht denken!“

„Für meinen Bedarf immer genug.“

„Bedarf — ja, denn Du hast nicht einmal einen W u n s c h mehr. Darin unterscheiden sich doch sonst die Menschen von den Tieren.“

„Ach ja!“

„Du bist schlecht und recht ein Tier; mit ausgezeichneten Instinkten — Gott behüte, aber ohne Intelligenz.“

„Auch einverstanden.“

„Hüßst Du nie den Drang, einen anderen Kopf, zum Beispiel meinen, auf Deinem Kumpf zu haben?“

„Wozu in aller Welt sollte ich den gebrauchen?“

„Wohl zum Denken, — aber Du weisst ja nicht einmal, was das ist? Weist Du auch, was die Folge sein würde, wenn Du einen ordentlichen Kopf hättest? Daß Dein Körper einschrumpfen, Deine Kräfte schwächen würden; weil das Gehirn die tierische Kraft überflüssig macht und die Natur alles Ueberflüssige abschafft. Allein Dein Körper kennzeichnet Dich als Idioten; aber ich werde es niemandem sagen, darum bräuchst Du nicht erschröcken auszusuchen.“

(Fortf. folgt.)

monial beziehen. In dem Verfaßten der Organisation des Unternehmens ausbleibend fehlt, so darf darauf hingewiesen werden, daß die gemeinnützige Genossenschaft mit dem eingetragenen Genossenschaftskapital von circa 400 000 M. in derselben Höhe auch das Risiko eines eventuellen Defizits trägt, ohne daß daran die Kolonisten beteiligt sind. Bei diesen ist jede Nachschußpflicht ausgeschlossen. Schon aus diesen Gründen war es richtig, bei der Durchführung des Projektes vorichtig zu Werke zu gehen.

Würden die Kolonisten bezüglich des Bearbeitens, des Düngens und der Einfaat lediglich auf sich selbst angewiesen sein, so hätte H. d. recht.

Es ist vorgestern bereits darauf hingewiesen, daß leider durch die bürgerliche Presse alles mögliche und vieles sich widersprechende an Nachrichten über dieses Unternehmen in die Welt gesetzt worden ist. Diefen falschen Darstellungen scheint auch der Verfasser H. d. zum Opfer gefallen zu sein.

## Feldidylle in Galizien.

Ein Trainoffizier schreibt der Wiener „N. Fr. Presse“: „Der erste Tag des Frühlings, des von uns langersehnten, ist erschienen mit einem sonnigblauen Himmel, und zugleich für mich der erste Sonntag seit vier Wochen. Ich sitze hier in einem Salon einer ruthenischen Bauernfamilie, wo ich für zwei Tage mein Quartier aufgeschlagen habe. Zumindest 12 Kinder jeglichen Alters konzertieren eintönig, wobei ich Gelegenheit habe, Körperkultur in ausgedehntem Maße zu studieren. Nur wenn der Vorn zu groß wird, langt eines der drei anwesenden Weiber eine lange Stange hervor, mit der sie nach dem Kopfe des schreienden Lieblings schlägt, worauf dieser eine Zeitlang aus dem Erdboden aufsteht. Es ist übrigens wunderbar, in wie großartiger Weise das Problem der Raumnutzung hier gelöst ist. Diese Stube beherbergt nämlich außer den genannten 12 Personen und meiner Begleitung noch einen würdigen Mummelgrosz, ferner einen Jüngling, welcher der Beweiskraft seiner Glieder beraubt ist, und ein altes, an Asthma leidendes Mütterchen. Schließlich sind noch mein Kadett, mein Tierarzt, fünf meiner Unteroffiziere und zwei Offiziersdiener auf ausgedehntem Strohlager.“

Die Familie betrachtet uns mit unterwürfigen, demüthigen, aber feindlichen Blicken, was begreiflich ist, wenn Fremdlinge das traute Heim verunzieren. Hebrigen sind wir nicht die einzigen Unausen, denn mangels der hier bereits fehlenden Grobvielhucht wird in ausgedehntem Maße Hühnerzucht betrieben. Anapn neben dem Hird befindet sich der Hühnersteg, und mehrere Hühner und Hennen treiben ihre drolligen Spiele über die ganze Stube unter Geschrei und Gekogel, wobei sie alleenthalben Spuren der Aufregung, die in diesen harten Zeiten auch unter dem Hühnerfuß herrscht, zurücklassen. Auch andere, ruhige, stille Tiere werden hier in ausgedehntem Maße gezüchtet, die weit ärgere als die bereits geschilderten Gemüthsstöße hervorzurufen, und manches naturhistorische Kabinett könnte uns um die Anzahl der Varietäten beneiden, die hier ihren Existenzkampf ausfechten. Es gibt da kleine und große, weiße, rote, schwarze, grauliche und grüne Arten, weiße mit roten Punkten und rote mit schwarzen Punkten, gehörnte und ungehörnte, solche, welche stolz allein ein Revier beherrschen und solche, welche die Gesellschaft lieben, jene, die nach den Aeltern, jene, die nach dem Kopfe, andere, die nach der Haut und solche, die nach dem Geizhals benannt sind, schließlich jene, die der Benennung noch harren, ungezählt.

Nachdem ich froh, dieses reizende Quartier gefunden zu haben, dem schließlich ist man über Nacht unter Dach, und Größe bis — 30 Grad waren jetzt hier in den Marktpfassen keine Seltenheit. Seien Auge, Ohr und Nase noch so empört, der übrige Körper kommt zu seinem Recht. Wir haben denn auch den Winter gut vertragen, und meine Mannschaft ist gesund und bei guter Laune. Ich habe hier ein Oesterreich im kleinen, denn unter meinem Kommando stehen derzeit 8 Riederösterreicher, 16 Steirer, 6 Slowenen, 2 Mährer, 2 Tschechen, 6 Kärntner, 5 Ruthenen, 2 Polen, 3 Rumänen, 2 Serbokroaten, 3 Türken, 1 Italiener, 6 Ungarn, 2 Siebenbürger Sachsen und 7 Slowaken. Sie vertragen sich übrigens ausgezeichnet und befolgen meine Befehle vortrefflich unter einem auf einer Seite ungedeckten Schuppen. Ich muß auch mit dieser Requirierung zufrieden sein, denn das Dorf ist stark typhus- und choleraerkrankt und daher sind nur wenige Häuser beziehbare. Auch ist es hart von unseren deutschen Bundesgenossen belegt, doch sind bereits viele Baracken für längere Zeit hier logierende Truppen gebaut. Bald wird es jedoch mit dieser Misere ein Ende haben, denn meine Professionisten verfertigen mir ein tragbares Zelt, das zur Verwendung gelangt, sobald der Frühling kommt. Doch halt, er ist ja schon da und hoffentlich kann das Staupieren im Freien bald beginnen.“

## Kleines Feuilleton.

### Die Wirtshausstrategie im alten Rom.

In keinem Kriege hat es bisher noch an rebelligen Spiehbürgern gefehlt, die alles besser wissen als die Heeresleitung, die in der Aneise das große Wort führen und von der Höhe ihrer unfehlbaren Erkenntnis die Kriegslage besprechen und die Maßnahmen der Feldherren zumeist in Grund und Boden verurteilen. Daß aber bereits im alten Rom diese Rübige beim Spiel der strategischen Kräfte das große Wort führten, beweist uns das Beispiel des römischen Feldherrn Aemilius Paullus, der während seines zweiten Konsulats vom Jahre 177 bis 168 vor Christi gegen den mazedonischen König Perseus Krieg führte und diesen am 22. Juni 168 in der Schlacht bei Pydna entscheidend schlug, wobei er so reiche Beute mit nach Hause brachte, daß seitdem die Steuern der römischen Bürger in Fortfall kamen. Die bösen Erfahrungen, die Aemilius Paullus mit den Zivilstrategen gemacht hatte, ließen es ihm angezeigt erscheinen, bevor er ins Feld rückte, die Bürger Roms um sich zu verlauneln und ihnen eine Rede zu halten, die nach den Mitteilungen des Titus Livius folgenden Wortlaut hatte:

„Wenn ich dem Senat und Euch schriftliche Berichte vom Kriegsschauplatz zugehen lassen werde, so sollt ihr diesen Glauben schenken. Gütet Euch wohl, durch Eure Leichtgläubigkeit die Gerüchte und die Schwärzereien von unbekanntem Personen, für deren Wahrheit niemand Verantwortlich ist, zu unterstützen. Bei allen Belagen und sonstigen Zufällen finden sich stets Personen, die Euch haarsträubend beweisen, wie die Legionen in Mazedonien geführt werden müßten, welche Punkte die besten zur Anlage von Lagerplätzen und welche Flußübergänge am leichtesten passierbar sind. Die Leute lassen sich aber nicht daran genug sein, all das zu ordnen und festzusetzen, wie und was gemacht werden soll, nein, sie nehmen auch jede Anordnung der Heeresleitung zum Anlaß, den Befehlshaber mit ihren Anklagen zu überhäufen. Diese Menschenorte schafft dem Feldherrn viel Bedröcklichkeiten und hindert ihn, denn nicht alle sind so charakterfest und unbeflügelbar wie Quintus Fabius (der Cunctator), der die Leute ruhig reden ließ und trotz ihrem Geschwätz alles so machte, wie er es für gut und nötig fand.“

### Das große Ei.

Zur neuen Schauaal des Zoologischen Museums in München ist gegenwärtig das größte Ei, das bisher aufgefunden wurde, ausgestellt. Es stammt, wie die „Münch. Neuezt. Nachr.“ berichten, vom Nöckelpogel oder Nephornis, einem ausgestorbenen Laufvogel Madagaskars, der an Größe den Strauß wohl um das Dreifache übertraf und vom Fuß bis zum Kopf sieben bis neun Meter gemessen haben mag. Wahrscheinlich ist dieser Vogel erst in fröhegeschichtlicher Zeit hingeschunden, man fand in den verhärteten Schlammlagerungen von Madagaskar noch verhältnismäßig frische Spuren von ihm, die „versteinerten“ Eindringler der gewaltigen Fauna. Knochenreste wurden erst in sehr geringer Menge gefunden, bekannter sind die Eier, die in der Regel einen Durchmesser von 315 Millimeter in der Länge und 235 Millimeter in der Dicke aufweisen. Ihr Inhalt entspricht ungefähr dem von 130 Hühneriern. Wenn der

Vogel noch in historischen Zeiten lebte, dann ist er wahrscheinlich identisch mit dem sogenannten „Bogel-Rod“ im arabischen Märchen. Nicht nur durch ihre Größeverhältnisse wirken die Eier überaus faszinierend, sondern auch durch ihren ausgezeichneten Erhaltungszustand. Sie finden sich eingebettet in verhärtetem Schlamm, wodurch sie vor dem Zutritt von Luft bewahrt wurden. Im Zeitverlauf drangen die mineralischen Bestandteile des Schlammes in das Innere des Eies ein und setzten sich an die Stelle des zerfallenden Inhalts: Eiweiß und Dotter. Da, wo die Schale mit ihrer Außenseite im Schlamm gestekt, drückte sie sich getren ab. Wurde aber das Innere des Eies nicht von den mineralischen usw. Bestandteilen des Schlammes eingenommen, dann kam es zur Auflösung des Eigeschales. In diesem Falle trat an Stelle des Schalles ein Hohlraum, eine echte Kavität; mit ihr läßt sich leicht ein taubes Ei abspülen der längst verschwundenen Schale herstellen. In gleicher oder ähnlicher Weise vollzog sich die „Versteinernung“ bei den Weichtieren (Schnecken usw.). — Die Frage nach dem Alter „versteinertes“ Eier läßt sich nicht genau beantworten, weil man das Alter der Erdschichten, in denen sie abgelagert sein können, nicht zu bestimmen, sondern nur zu schätzen vermag. Als ältestes Ei gilt das vor mehreren Jahren in Arizona in einer Masse harten Kalksteines entdeckte Eieiplar. Die Kalkablagerung an der Fundstelle wurde auf etwa drei Millionen Jahre berechnet. Dieses Ei ist bis in die feinsten Einzelheiten taublos erhalten.

### Björnsfons und Jbsens Abstammung.

In Norwegen erscheint ein Buch über die norwegischen Familien, das Haagen Krog Steffens herausgibt. In dem kürzlich veröffentlichten jüngsten Bande dieses Wertes finden sich interessante Angaben über die Abstammung der beiden großen norwegischen Dichter Björnion und Jbsen. Der Vertheidiger ihres Lebens entspricht die Verschiedenheit ihrer Herkunft. Björnson entstammt, soweit man seine Ahnentafel überblicken kann, rein norwegischem Blute. Der Stammvater seiner Familie, der um 1076 geboren ist, hieß Björn Lomsdalen. Sein Sohn führte den Namen Peder Björnson Lomsdalen; man muß sich daran erinnern, daß noch bis in das 19. Jahrhundert hinein die norwegischen Bauern nicht feste Familiennamen trugen, sondern sich in ihren Namen nach ihren Höfen und als ihres Vaters Söhne zu bezeichnen pflegten. Dieser Peder Björnson wurde Eigentüner des Hofes Høfsø und verheiratete sich wiederum mit einer echten Norwegerin Mari Oestad. Björn Pedersen Høfsø, der Sohn dieses Paares, war der Vater des Geistlichen Peder Björnson, von dem der Dichter unmittelbar abstammt.

Ein ganz anderes Bild gewährt die Ahnentafel Henrik Jbsens. Die Familie Jbsen ist ursprünglich dänisch gewesen, und ihr norwegischer Stammvater, der Schiffer Peder Jbsen aus Åben, erwarb erst im Jahre 1726 das Bürgerrecht in Bergen. Aus seiner Ehe mit Barbara Henriksdatter Soltermann entstammte der in Bergen ansehnliche Kaufmann und Schiffer Henrik Jbsen, der sich mit Wendie Distington verheiratete. Der Sohn dieses Paares war es, der die Familie nach Eken überpflanzte, wo er sich mit Johanne Catharine Plesner verheiratete. Das nächste Glied der Reihe ist der Kaufmann Knud Jbsen, dessen Gattin Marichen Cornelia Karoline Almsborg war. Aus dieser Ehe ging dann der Dichter selbst hervor. Wie schon aus den Namen (Soltermann, Plesner und Almsborg) hervorgeht, hatte Jbsen von mütterlicher Seite viel deutsches Blut in seinen Adern, und zugleich führt seine Herkunft durch seine Urgroßmutter Wendie Distington nach Schottland hinüber.

### Die Länge des Soldatenschritts.

Glücklicherweise sind die Zeiten vorüber, in denen man sich bei der Angabe von Mäßen mit den wenig genauen Mitteln begnügte, die von der Natur alltagslich dargeboten werden. Der Fuß, der Zoll und dergleichen Maße sind, wo sie noch gebraucht werden, längst in ganz genaue Normen verwandelt worden und damit unabhängig von der Veränderlichkeit der Länge des menschlichen Fußes oder des Taumengliedes. Nach Schritten werden genaue Messungen überhaupt nicht mehr ausgeführt, aber auf Fortschreitungen in unbekanntem Ländern, beim Kartieren in unzugänglichen Gegenden ist die Zählung der Schritte als Wegmaß zuweilen immer noch das einzig mögliche Verfahren, und es ist überhaupt zweckmäßig, daß jeder die Länge seines Schrittes kennt und sich auch einer solchen Gleichmäßigkeit beim Gehen befleißigt, daß er sich auf seine Schrittlänge verlassen kann. Man kann auf diesem Wege am leichtesten schnell zu einer verhältnismäßig genauen Messung kommen. Dazu hilft das bekannte Instrument des Schrittzählers mit. Ehe es zur Verfügung stand, hatten namentlich die militärischen Eingeborenen, die auf Erkundungen nach Innerosten gesandt wurden und dort erstaunliche Leistungen vollbracht haben, die Anzahl des Schrittählens in einem so ungläublichen Grade ausgebildet, indem sie ihre Schritte jeden Tag zu Hunderttausenden zu zählen vermochten, ohne sich dabei durch ihre übrigen Betätigungen stören zu lassen.

Die Länge des Schritts ist bei den einzelnen Menschen sehr verschieden, außerdem auch nach Alter und Geschlecht. Innerhalb desselben Alters ist sie begreiflicherweise hauptsächlich vom Körperbau und insbesondere von der Länge der Beine abhängig. Nach Prüfung an einer großen Zahl von jungen Leuten im Alter von 20 bis 21 Jahren schwankte die Schrittänge zwischen 76 und 91 Zentimetern, so daß der Durchschnitt etwa 83 Zentimeter beträgt.

Eine gleichmäßige Ausbildung der Schrittänge beweist vorzüglich die militärische Ausbildung. Es ist bekannt, daß die englischen Soldaten die längsten Schritte machen, nämlich solche von 84 Zentimetern. Der deutsche Soldatenschritt mißt nur 80 Zentimeter, der französische, italienische und österreichische 76, der russische nur 71 Zentimeter.

### Notizen.

— **Hauskomödien.** Im Lessing-Museum (Brüderstraße 13) finden vom ersten Feiertag ab einige Aufführungen von kleinen Hauskomödien mit Musik allabendlich um 1/9 Uhr statt. Zunächst werden in Szene gehen: „Der Wäldttag“ mit Musik von Vorjüng, „Das Leebrett“ von Hajdn, „Das alte Lied“ von Mozart. Eintritt 50 Pf. und 1 M.

— **Pfefferpulver** jeder Feldpostsendung in einer kleinen Blechschachtel beizulegen, empfiehlt Dr. Mabe in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“. In die Wäsche und Kleidung gestreut — nicht aber auf den nackten Körper — soll solches unverfälschtes schwarzes Pfefferpulver das idealste Mittel gegen alles Ungeziefer sein.

— **Speisewagen für Soldatenzüge.** Die kanadischen Eisenbahnen haben für die Ernährung der Soldaten während der langen Fahrt von einem zum anderen Ende ihres Gebietes 10 Speisewagen bauen lassen, die 500—600 Mann aufnehmen können und die mit den Militärsitzen laufen. An den Längsseiten der großen Wagen sind mächtige Kessel und Dampföfen angebracht, während in der Mitte ein langer schmaler Tisch zum Auftragen der Gerichte aufgestellt ist. Reihen von Tellern sind oben an den Seitenwänden untergebracht, und unter den Tischen werden Gedecke und Metallgefäße und alle für die Mahlzeiten nötigen Geräte zusammengelegt.

— **Seitrene und dennoch lebende Fische.** Ueber dieses Verfahren berichtet die „Fischereizeitung“: Man bringt die Fische in viel Wasser langsam zum Gefrieren. Auf die Oberfläche des gut eingeschlossenen Fischabalters preßt man Sauerstoff, wobei der größte Teil des Wassers verdrängt wird. Die Fische bleiben dabei lebend in einer ganz geringen Wassermenge, die nun im Kältegemisch mit dem Fische zum Gefrieren gebracht wird. Dabei erhält man einen Eisblock mit den eingeschlossenen Fischen. Dieser Block wird in ein Tuch eingeschlossen, alsdann in eine isolierende Umhüllung verpackt und versandt. In großen Mengen können diese Eisblöcke im Kühlwagen aufgeschichtet werden. Durch ein zehnstündiges langsames Erwärmen werden die Fische wieder ins Leben zurückgerufen.